

(Nachdruck verboten.)

Die Mutter.

81

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Das Leben in Blossows kleinem Hause floß gleichmäßig, aber stiller und ruhiger als früher und etwas anders als sonst in der Vorstadt dahin. Ihr Haus stand am äußersten Ende der Vorstadt neben einem nicht hohen, aber steilen Abhang zum Sumpf. Ein Drittel des Hauses nahm die Küche und ein kleines Zimmer ein, das durch einen leichten, nicht bis zur Decke reichenden Verschlag von ihr abgeteilt war. In diesem kleinen Zimmer schlief die Mutter. Die übrigen zwei Drittel bildeten einen viereckigen Raum mit zwei Fenstern, in einer Ecke stand Pawels Bett, in dem Ehrenwinkel der Tisch und zwei Bänke. Ein paar Stühle, eine Wäschekommode, darauf ein kleiner Spiegel, ein Kasten mit Zeug, eine Wanduhr und zwei Heiligenbilder in der Ecke bildeten die ganze Einrichtung.

Pawel bemühte sich wie alle anderen zu leben. Er tat alles, was ein junger Bursche tun muß: kaufte sich eine Harmonika, ein gestärktes Vorhemd, ein helles Halstuch, Galoschen, einen Spazierstock und wurde äußerlich genau so wie alle jungen Burschen seines Alters. Er besuchte Unterhaltungsabende, lernte Quadrille und Polka tanzen, kehrte an Feiertagen betrunken heim und hatte stets infolge des Branntweins stark zu leiden. Morgens tat sein Kopf weh, er hatte Sodbrennen, sein Gesicht war blaß, elend.

Einmal fragte ihn die Mutter:

„Nun, bist Du gestern vergnügt gewesen?“

Er antwortete mürrisch und ärgerlich:

„Graues Elend . . . Alle sind wie Maschinen . . . Ich will lieber angeln . . . oder ich kaufe mir eine Flinte.“

Er arbeitete fleißig, ohne Versäumnis und Strafen, war schweigsam und seine großen, wie bei der Mutter blauen Augen blickten unzufrieden drein . . . Er kaufte sich keine Flinte und ging nicht angeln, wich aber ganz unmerklich von dem breiten Wege, den alle anderen wandelten, ab: besuchte immer seltener die Unterhaltungsabende und kehrte, obgleich er an Feiertagen irgend wohin ging, doch nüchtern heim. Die Mutter beobachtete ihn unmerklich, aber scharf und sah, daß sein braunes Gesicht immer schmaler wurde, seine Augen immer ernster dreinblickten und seine Rippen sich sonderbar streng zusammenpreßten. Es schien, als sei er stets im Stillen auf etwas böse, oder als plage ihn Krankheit. Früher waren Freunde zu ihm gekommen, jetzt, wo sie ihn nicht zu Hause trafen, kamen sie nicht mehr. Die Mutter freute sich darüber, daß ihr Sohn den jungen Fabrikarbeitern nicht ähnlich wurde, als sie aber bemerkte, daß er krampfhaft und hartnäckig von dem dunklen Strom des eintönigen Lebens sich absonderte, erweckte dieser Umstand in ihrem Innern ein unklares Angstgefühl.

Er begann Bücher mitzubringen und versuchte erst, sie heimlich zu lesen und wenn er sie gelesen hatte, versteckte er sie. Bisweilen schrieb er aus den Büchern auf ein einzelnes Blatt und versteckte das ebenfalls . . .

„Du bist wohl krank, Pawluschka?“ fragte sie ihn manchmal.

„Nein, ich bin gesund!“ erwiderte er.

„Bist sehr mager!“ meinte die Mutter seufzend.

Er schwieg.

Sie sprachen wenig und sahen sich wenig. Morgens trank er schweigend Tee und ging zur Arbeit. Mittags erschien er zum Essen, bei Tisch wechselten sie unbedeutende Worte und dann verschwand er wieder bis zum Abend. Abends, wenn das Tagewerk beendet war, wusch er sich sorgfältig, aß zur Nacht und las dann lange in seinen Büchern. An Festtagen ging er morgens fort und kehrte spät nachts heim. Sie wußte, daß er in die Stadt ging, das Theater besuchte; zu ihm aber kam aus der Stadt niemand. Es kam ihr vor, daß ihr Sohn mit der Zeit immer weniger sprach. Gleichzeitig bemerkte sie, daß er immer häufiger neue, ihr unverständliche Worte gebrauchte, die ihr vertrauten, rohen, scharfen Ausdrücke dagegen aus seiner Rede fortfielen. In seinem Benehmen kamen viele kleine Züge zum Vorschein;

er hörte mit dem Dicketun auf, sorgte sehr dafür, daß er selbst und sein Anzug sauber waren, bewegte sich ungewohnter, geschickter und wurde äußerlich einfacher, milder. So erregte er in der Mutter gleichzeitig Unruhe und Aufmerksamkeit. Auch in seinem Verhalten ihr gegenüber trat etwas Neues zutage. Er sagte dann und wann den Fußboden auf, machte an Festtagen selbst sein Bett und bemühte sich überhaupt, ihr stets schweigend und unmerklich die Arbeit zu erleichtern. Das tat sonst niemand in der Vorstadt.

Eines Tages brachte er ein Bild mit und hängte es an der Wand auf: drei Männer schritten in der Unterhaltung begriffen, leicht und mutig irgend wohin.

„Das ist der auferstandene Christus, der nach Emmaus geht!“ erklärte Pawel.

Der Mutter gefiel das Bild, aber sie dachte:

„Du beehrst Christus, aber in die Kirche gehst Du nicht . . .“

Dann erschienen an der Wand noch einige Bilder, und auf das Wandbrett, das ein befreundeter Tischler für Pawel hübsch angefertigt hatte, kamen immer mehr Bücher. Das Zimmer nahm ein freundliches Aussehen an.

Bisweilen wandte er sich mit kurzen Worten an sie:

„Du Mutter, mach Dir bitte keine Sorge, ich komme erst spät nach Hause . . .“

Das gefiel ihr; aus solchen Worten fühlte sie Ernst und Festigkeit.

Dabei nahm ihre Unruhe ständig zu. Diese wurde mit der Zeit nicht klarer, kitzelte aber das Herz immer heftiger mit dem Borgefühl von etwas Ungewöhnlichem. Von Zeit zu Zeit kam bei der Mutter leichte Unzufriedenheit mit dem Sohn zum Vorschein und sie dachte:

„Die übrigen leben doch wie die Menschen; er aber lebt wie ein Mönch . . . schon etwas zu streng . . . Das paßt nicht zu seinen Jahren . . .“

Manchmal dachte sie:

„Vielleicht hat er sich ein Mädchen angeschafft?“

Aber das Herumläufeln mit Mädchen kostet Geld, während er ihr fast seinen ganzen Verdienst hingab.

So vergingen Wochen, Monate, und unmerklich verstrichen zwei Jahre dieses sonderbaren, schweigsamen Zusammenlebens voll unklarer Gedanken und stets zunehmender Furcht.

IV.

Eines Abends ließ Pawel nach dem Essen den Vorhang am Fenster herunter, setzte sich in die Ecke, hängte an der Wand über seinem Kopf die Blechlampe auf und begann zu lesen. Die Mutter räumte das Geschirr ab, und als sie aus der Küche zurückkam, trat sie behutsam auf ihn zu. Er erhob den Kopf und blickte ihr fragend ins Gesicht.

„Nichts, Pawluschka! . . .“ sagte sie schnell und trat, die Brauen verwirrt bewegend, beiseite. Als sie dann aber in der Küche einen Augenblick unbeweglich und bekümmert dagestanden, wusch sie ihre Hände sauber und trat wieder zum Sohn.

„Ich möchte Dich fragen, was Du immer liest?“ sagte sie leise.

Er schlug das Buch zu.

„Setz Dich, Mutter.“

Die Mutter ließ sich schwer neben ihm nieder, richtete sich gerade und gab genau acht, als erwartete sie etwas Wichtiges.

Ohne sie anzusehen begann Pawel halblaut und aus irgend einem Grunde sehr mürrisch:

„Ich lese verbotene Bücher. Es ist deswegen verboten sie zu lesen, weil sie die Wahrheit über unser Leben, das Leben der Arbeiter, sagen . . . Sie werden heimlich gedruckt und wenn man sie bei mir findet, werde ich ins Gefängnis geworfen . . . ins Gefängnis, weil ich die Wahrheit wissen will . . . Hast Du das verstanden?“

Es wurde ihr plötzlich schwer zu atmen. Sie blickte den Sohn mit weit geöffneten Augen an und er erschien ihr neu und fremd. Er hatte eine andere Stimme, eine tiefere, kräftigere, klangvollere. Er zupfte mit den Fingern an seinem feinen, dichten Schnurrbart und blickte mit sonderbarem Ausdruck fuster irgend wohin in die Ecke. Sie empfand Angst und Kummer um ihren Sohn.

„Warum tust Du das, Pawluscha?“ sagte sie leise. Er erhob den Kopf, blickte sie an und erwiderte halblaut und ruhig:

„Ich will die Wahrheit wissen.“

Seine Stimme klang leise, aber fest, seine Augen glänzten trotzig. Sie fühlte in ihrem Herzen, daß ihr Sohn sich für immer einem geheimnisvollen, schrecklichen Werk geweiht habe. Ihr war stets im Leben alles unermüdlich erschienen, sie war gewohnt, sich ohne Gedanken unterzuordnen, und so weinte sie jetzt nur still vor sich hin und fand in ihrem kummer- und gramgefüllten Herzen keine Worte.

„Weine nicht!“ sagte Kavel freundlich und leise; und es war ihr, als wenn er sich verabschiedete.

„Denk einmal nach, welches Leben wir führen? Du bist jetzt vierzig Jahre, und hast Du überhaupt gelebt? Der Vater hat Dich geschlagen . . . ich verstehe jetzt, daß er auf Dich all seinen Kummer abgeladen hat . . . den Kummer seines Lebens . . . Der hat ihn erdrückt; er hat aber nicht begriffen, woher er rührt. Er hat dreißig Jahre gearbeitet, hat mit der Arbeit begonnen, als die ganze Fabrik in zwei Gebäuden untergebracht war, und jetzt sind es — sieben! . . . Die Fabriken wachsen und die Menschen sterben an der Arbeit in ihnen . . .“

Sie hörte ihm fürchtam und begierig zu. Seine Augen brannten hübsch und hell. Er lehnte sich mit der Brust gegen den Tisch, rückte näher an seine Mutter heran und hielt ihr direkt in das tränensenchte Gesicht seine erste Rede über die von ihm begriffene Wahrheit. Mit der ganzen Kraft der Jugend und mit dem Eifer eines Schülers, der stolz auf seine Kenntnisse und von heiligem Glauben an ihre Wahrheit erfüllt ist, sprach er über das, was für ihn klar war, und zwar sprach er weniger für seine Mutter, als um sich selbst zu prüfen. Bisweilen hielt er inne, wenn er keine Worte fand und sah dann ein bekümmertes Gesicht vor sich, in dem von Tränen verhöllte, gute Augen trübe glänzten. Sie bliäten voll Furcht verständnislos drein. Die Mutter tat ihm leid, er begann wieder zu reden, jetzt aber schon über sie, über ihr Leben.

„Welche Freuden hast Du kennen gelernt,“ fragte er. „Was hast Du von Deinem Leben gehabt?“

Sie hörte ihm zu und schüttelte traurig den Kopf; sie empfand ein neues, ihr unbekanntes, gleichzeitig trauriges und freundiges Gefühl, das ihr Herz weich umschmeichelte. Solche Reden über sich und ihr Leben hörte sie zum erstenmal und sie erweckten in ihr längst entschlafene, unklare Gedanken, entfachten erloschene Gefühle unklarer Unzufriedenheit mit ihrem Leben — Gedanken und Gefühle einer fernen Jugend. Sie hatte mit ihren Freundinnen über das Leben gesprochen, hatte lange über alles geredet, aber alle und auch sie selbst hatten nur geklagt und niemand hatte erklärt, warum das Leben so schwer und mühsam sei . . . Jetzt aber saß vor ihr ihr Sohn und was seine Augen, sein Gesicht und seine Worte über sie äußerten, das alles hingte sich an ihr Herz, erfüllte es mit einem Gefühl des Stolzes über ihren Sohn, der das Leben seiner Mutter richtig verstanden hatte, ihr die Wahrheit über ihr Leiden sagte und sie bedauerte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Intramerkurielle Planeten.

Langen genug hat es gedauert, bis sich die Weltanschauung des Kopernikus zum Siege durchrang und den Millionen im Mystizismus befangenen Menschen einen Einblick in das wunderbare Gefüge der Welten gewährte. Doch dafür ist der Triumph ein vollständiger. Unvernunft und Böswilligkeit mußten die Waffen strecken vor der überwältigenden Macht der Wahrheit, die die Schreden der Inquisition überwand und Galgen und Henker zum Trost die Hirne der Besten eroberte; und was von den Verkündern der christlichen Nächstenliebe durch Scheiterhaufen und Folter vor dem Untergang bewahrt werden sollte, das alte geozentrische System, das die Erde zum Mittelpunkt des Weltalls machte und die unermesslichen Schwärme von Sonnen zu Trabanten unseres Planeten, zu überflüssigem Zierrat degradierte, es wurde vollends zu Grabe getragen.

Wir wissen nun, daß unsere Erde nur als ein winziges und unscheinbares Glied in einem Weltkörpersystem gelten kann, dessen Mittelpunkt die Sonne bildet, und daß sich um dieses feurige und strahlende Sonnenzentrum gleich unserer Erde viele andere

Planeten in beinahe kreisförmigen Bahnen bewegen. Die Reihenfolge dieser von der Sonne beherrschten Weltkörper, die uns wegen ihrer Verwandtschaft mit der Erde ganz besonders interessieren, ist folgende: Merkur, Venus, Erde, Mars, Gruppe der Asteroiden (über 500 zum Teil winzig kleine Planeten umfassend), Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun.

Es ist nun schon häufig die Frage aufgeworfen worden, ob uns denn jetzt auch wirklich alle Kinder der Sonne bekannt seien. Manchmal wurde der Vermutung Ausdruck gegeben, daß die Bahn des Neptun wohl doch nicht als die äußerste Grenze des Planetensystems angesehen werden könne, öfter aber noch wurde der Gedanke ausgesprochen, daß innerhalb der Bahn des uns als sonnennächsten Planeten bekannten Merkur weitere Wätsverwandte unserer Erde ihre Kreise zögen. Man hat diese noch nie gesehenen, innerhalb der Merkurbahn vermuteten Weltkörper intramerkurielle Planeten benannt. Das Dasein von solchen unentdeckten Schwestergestirnen wurde schon vor ungefähr 300 Jahren von dem Jesuitenpater Scheiner behauptet, der die fleckenartigen Gebilde der Sonnenoberfläche für sonnennaher, vor der Sonnenscheibe vorüberziehende Planeten hielt. Das Irrtümliche dieser letzteren Ansicht wurde schon von Galilei nachgewiesen, und die Ergebnisse einer beinahe dreihundertjährigen eifrigen Forschung haben zur Gewißheit gemacht, daß die Sonnenflecken Erzeugnisse solarischer Tätigkeit selbst sind, daß sie Vorgängen in und auf der Sonne ihre Entstehung verdanken. Wenn nun auch noch andere Gründe für die Existenz solcher Planeten geltend gemacht wurden, die astronomisch-Wissenschaft der letzten Jahrzehnte hat die Frage nach ihrem Vorhandensein fast durchgängig verneint.

Neuerdings aber spüren diese intramerkuriellen Planeten wieder in den Köpfen einzelner Astronomen umher, die, um die Fleckenbildung der Sonne zu erklären, die hypothetischen Planeten nicht nur vor der Sonnenscheibe vorüberziehen, sondern sogar in die Sonne hineinstürzen lassen. Ich habe an anderer Stelle rechnerisch nachgewiesen, daß alle die Theorien, die die Entstehung der Sonnenflecken von dem Hineinsturz planetarischer oder kometaarischer Massen in die Sonne abhängig machen, falsch sind, selbst wenn man die Existenz von sonnennahen Weltkörperschwärmen voraussetzt. Hier will ich nur die Frage zu beantworten versuchen, ob es intramerkurielle Planeten überhaupt gibt. Untersuchen wir also das Für und das Wider.

Wir wissen, daß die Bahn eines jeden Wandelsternes eine nur wenig von der Kreisform abweichende Ellipse ist, in deren einem Brennpunkt sich die Sonne befindet. Hieraus geht hervor, daß der Planet nicht immer den nämlichen Abstand von seinem Zentralgestirn haben kann. Den Punkt der größten Sonnennähe hat man nun Perihel, den der größten Sonnenferne Äphel genannt. Die Verbindungslinie zwischen beiden, die identisch ist mit der großen Achse der Ellipse und daher auch durch den Mittelpunkt der Sonne geht, heißt Äpfidienlinie. Diese Linie liegt nun nicht etwa unverrückbar fest im Weltraum, sondern unter dem Einfluß der Anziehung der übrigen Planeten dreht sie sich langsam. Nun wußte schon Le Verrier (1811—1877), daß die Drehung der Äpfidienlinie des Planeten Merkur eine rätselhafte Abweichung von der durch die Gravitationstheorie bestimmten Bewegung zeigt. Das Perihel bewegt sich nämlich um 40 Bogensekunden im Jahrhundert schneller, als es nach der Anziehung aller Planeten unseres Sonnensystems der Fall sein müßte. Le Verrier schloß hieraus, daß sich innerhalb der Merkurbahn noch ein anderer Planet um die Sonne bewege, vielleicht sogar eine ganze Gruppe von Weltkörpern, was die erwähnten Bahnabweichungen zur Folge hätte. Diese Annahme wurde dadurch gestützt, daß mehrere Personen durchaus den schnellen Vorübergang dunkler Körper vor der Sonnenscheibe beobachtet haben wollten. Eine Verwechslung mit den Sonnenflecken, die den ersten Beobachtern dieser wohl noch passieren konnte, war jetzt nicht mehr gut möglich; denn während der Durchgang eines Planeten nur wenige Stunden in Anspruch nehmen kann, dauert es über zwölf Tage, bis ein Fleck vom östlichen Rand der Sonnenscheibe zum westlichen hingewandert ist. Nun fiel es zwar auf, daß die berufsmäßigen Astronomen, deren geübten Augen so leicht nichts entgeht, noch nie etwas Verdächtiges, was sich als Planetenvorübergang hätte deuten lassen können, gesehen hatten. Berühmte Sonnenforscher hatten tagtäglich ihre Riesenteleskope auf die glänzende Sonnenscheibe gerichtet und jedes Fleckchen verfolgt, aber von Planetendurchgängen hatten auch sie nichts bemerkt. Dazu konnte noch in einigen Fällen nachgewiesen werden, daß die Beobachter jener Erscheinungen durch Wolkengebilde, ja durch in weiter Ferne vorüberziehende Vögel getäuscht worden waren. Aber das Le Verrier, der ja auch rechnerisch aus ähnlichen Bahnabweichungen des Uranus im Jahre 1846 den Planeten Neptun fand, sich warm für das Vorhandensein intramerkurieller Planeten ins Zeug legte, das genügte schon, daß nunmehr zahlreiche Astronomen ihre Fernrohre nach der Sonne und ihrer Umgebung richteten, um auf diese Weltkörper zu fahnden. Doch trotz des eifrigsten Suchens ließen sich solche Planeten nicht ermitteln.

Aber es war ja immerhin möglich, daß sich diese kleinen Schwestergestirne unserer Erde in dem Strahlenglanz der mütterlichen Sonne verbargen; dann konnte vielleicht die aufmerksame Beobachtung der Sonnenumgebung während einer Sonnenfinsternis günstigere Resultate ergeben, und so wurde denn ein Teil der bei Finsternissen zur Verfügung stehenden Beobachtungszeit von mehreren Forschern zur Planetenjuche verwendet. Diese Bemühungen

schienen nun auch tatsächlich von Erfolg gekrönt zu sein. Nachdem einige Sonnenverfinsterungen nur negative Ergebnisse gezeitigt hatten, entdeckte man sowohl bei der Finsternis vom 29. Juli 1878, die in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sichtbar war, als auch bei der Finsternis vom 16. Mai 1882, als sich die Totalitätszone über Aegypten erstreckte, äußerst verdächtige Objekte, die man zunächst für Planeten hielt. Doch bald mußte man in beiden Fällen einsehen, daß man sich arg getäuscht hatte. Die bei der erstgenannten Finsternis gefundenen zwei verdächtigen Sterne stellten sich als unänderlich fest am Himmel stehende Fixsterne heraus, während das bei der letzten Finsternis mit der photographischen Platte aufgegriffene Gestirn sich als ein neuer Komet entpuppte, der sich zufällig in Sonnennähe befand. Auch alle späteren Sonnenfinsternisse sind in dieser Beziehung ergebnislos verlaufen. Dies ist ein ziemlich sicherer Beweis dafür, daß es solche Weltkörper innerhalb der Merkurbahn nicht gibt.

Uebrigens könnte das Passieren der Sonnenscheibe durch einen solchen Planeten durchaus kein seltenes Ereignis sein. Nehmen wir einmal an, daß sich einer dieser hypothetischen Weltkörper in dem Abstand 0,200 — Entfernung der Erde von der Sonne = 1 — um die Sonne bewegt. Sein mittlerer Bahnhalbmesser beträgt dann ungefähr 29,8 Millionen Kilometer; das ist etwas mehr als die Hälfte der mittleren Entfernung des Merkur von der Sonne. Nach dem dritten Keplerschen Gesetze müßte dann seine wahre oder siderische Umlaufzeit etwa 32,67 Tage betragen, woraus seine synodische Umlaufzeit — das ist die Zeit, die von einem Durchgang des Stroms zwischen Sonne und Erde bis zum nächsten verstreicht — zu 35,88 Tagen folgen würde. Nun würde man selbstverständlich wohl schwerlich alle 36 Tage den Durchgang des Planeten auf der Sonnenscheibe beobachten können; denn das wäre nur der Fall, wenn seine Bahn gegen die Ebene der Ekliptik garnicht oder doch nur sehr wenig geneigt sein würde. Aber selbst wenn wir die außerordentlich große Neigung von 10 Grad annehmen, wie sie sonst bei keinem anderen großen Planeten unseres Sonnensystems vorkommt, dann müßte der Planet immer noch im Laufe einer zehnjährigen Periode durchschnittlich neunmal die Sonnenscheibe passieren. Erwägt man nun weiter, daß — wie einzelne Leute behaupten — gar Tausende von Trabanten die Sonne in nächster Nähe umschwärmen sollen, dann müßte eine solche Passage zum alltäglichen Vorkommnis werden, und wenn trotzdem ein solcher Planetendurchgang von den geübtesten Astronomen noch nie wahrgenommen worden ist, dann sind damit die vermeintlich beobachteten Planetendurchgänge als Täuschung erwiesen. Zieht man nun noch in Betracht, daß sich die säkulare Abweichung der Merkurbewegung auch ohne intramerkuriale Planeten erklären läßt, daß bei der rechnerischen Ermittlung dieser Perihelabweichung wahrscheinlich eine Häufung von kleinen Fehlern stattgefunden hat, daß sich aber auch ganz besondere Einwirkungen der Sonne auf diesen „Sonnenmond“ vermuten lassen, dann sieht man, daß für das Vorhandensein von Planeten innerhalb der Merkurbahn absolut nichts spricht. Hans Prull.

Kleines feuilleton.

Die Schwalbe. Wie mochte sie nur hereingekommen sein? Vielleicht hatte eine der kleinen Luffklappen in den hohen, bunten Fenstern offengestanden, sie war hindurchgeschlüpft und konnte nun den Ausweg nicht wiederfinden.

Sie durchflog in blühendem Fluge die halbdunkle, leere Kirche, rief ihr stöhliches: Erie, stiel durch den ernsten, stillen Raum, umkreiste die hohen Säulen und trausen Kapitale, strich über dem dunklen Gestühl hin, flatterte unruhig, auf einem Punkte verweilend, über dem Altar und schoß dann wie ein Pfeil durch das Mittelschiff nach dem Chor: Allenthalben Mauern, Eden, — aber kein Durchschluß ins Freie. Zuletzt setzte sie sich auf die Orgel-empore und ruhte aus. Mit Augen, beweglichen Augen sah sie in den großen Raum, der so still und steif und feierlich dalag. Aber schon nach wenigen Augenblicken begann sie ihren Rundflug von neuem, spähte nach jedem Lichtblick und war so unermüdet dabei, daß sie den Raum zwanzig bis dreißigmal durchflog, ohne sich zu setzen.

Erie! rief sie Nüchlich und entmutigt. Erie!

Je tiefer die Sonne draußen sank, desto unruhiger, hastiger und unsicherer wurde ihr Flug. Sie stieß mit dem Kopfe gegen die bunten Scheiben der hohen Fenster, die jetzt unter dem Scheine der Abendsonne matt erglühten, bis das Licht der Sonne mählich dahinschwand und nun die Fenster, stumpf und ohne Leben, in die dunkle Kirche hineinjahen.

Halbbetäubt setzte sie sich auf einen der kleinen Vorsprünge am Kopf eines Pfeilers, um den Morgen abzuwarten.

Am Abend des zweiten Tages, als wieder das trügerische Licht hinter den hohen Fenstern zu verschwinden begann, war es mit ihrer Kraft zu Ende.

Auft! Nicht! schrie ihre kleine Seele voller Verzweiflung. Glend und hüßlos muß sie ersticken in diesem öden, toten Raume. Ach, nicht einen einzigen Tropfen Wasser finde ich hier, meinen brennenden Durst zu löschen. Lebendig begraben und eingekerkert bin ich, die ich die Freiheit über alles liebte. Was für ein Ort

des Schreckens ist dieses unheimliche Gewölbe. Hier ist keiner, der mir hilft, keiner, keiner.

Sie war durch das Mittelschiff geflattert und fiel nun gänzlich entkräftet und todesmatt auf die kalten Fliesen vor dem Altar nieder. Die großen, leuchtenden Augen des gemalten Heiligen auf dem Altarbilde sahen auf das gequälte Tier, dem vor Schwäche, Gram und Sehnsucht die Flügel zitterten, als ginge jeder Schlag des kleinen Herzens bis in die Spitzen der Federn.

Am Sonntag morgen lag sie noch an derselben Stelle, am Fuße des großen Kreuzifixes, — steif und kalt, mit gebrochenen Augen.

W. Scharrelmann.

Medizinisches.

Die Erbllichkeit der Nachtblindheit. Der Ausdruck hühnerblind wird oft scherzhaft angewandt, ebenso wie man vom „blinden Huhn“ spricht, aber es dürften wenige wissen, daß es eine wirkliche Krankheit beim Menschen gibt, die als Hühnerblindheit, meistens allerdings als Nachtblindheit bezeichnet wird. Der letztere Name ist nicht gerade gut gewählt, weil die Menschen bei Nacht alle blind sind. Es soll in diesem Fall eine Herabsetzung der Sehkraft bezeichnen, die ein scharfes Unterscheiden von Gegenständen nur bei heller Tagesbeleuchtung gestattet, aber nicht mehr bei Herabsetzung oder beim Schwinden des Tageslichtes oder etwa beim Mondschein. Diese Nachtblindheit, die übrigens selten heilbar ist, kommt meist als Begleiterscheinung anderer Augenleiden oder auch im Gefolge der Syphilis vor, doch tritt sie auch selbständig auf. In der Geschichte der Medizin hat sie eine geradezu einzigartige Berühmtheit dadurch erlangt, daß in einer bestimmten Familie die Erbllichkeit der Nachtblindheit nunmehr seit etwa 250 Jahren durch neun Generationen hindurch verfolgt worden ist. Vor etwa 70 Jahren wurde diese merkwürdige Familie zum erstenmal Gegenstand einer ärztlichen Abhandlung und lenkte die Aufmerksamkeit der Fachleute dadurch demachen auf sich, daß gewisse Kreise wohl fast mit Ungeduld einem neuen Sproßling dieser Familie entgegenzusehen haben mögen, um ihn von neuem unter den Augenpiegel zu nehmen. Die eigentliche Natur der Krankheit war allerdings bis vor einem Jahre unbekannt und ist erst durch den Augenarzt Reilleswip ermittelt worden, der darüber an die Britische Ophthalmologische Gesellschaft berichtet hat. In den letzten 70 Jahren sind 600 Mitglieder dieser Familie untersucht worden, von denen aber im ganzen nur 129 die Nachtblindheit aufwiesen. Einige Zweige des großen Stammbaums bleiben überhaupt stetig verschont. Immer hat sich das Leiden ohne Unterbrechung von den Eltern auf die Kinder vererbt und ist beim weiblichen Geschlecht etwas häufiger gewesen als beim männlichen, hat übrigens zu völliger Erblindung nie geführt.

Eine unheilspendende Flora. Wer denkt nicht bei dem Wort Flora an etwas Heiteres und Schönes, an eine blumige Wiese oder einen blühenden und grünenden Garten oder an die symbolische Göttin Flora selbst, wie sie aus ihrem Füllhorn den reichen Segen ihrer Frühlingskinder ausschüttet! — Es ist daher etwas unfreundlich von Seiten der Wissenschaft, daß sie mit diesem schönen Wort so rücksichtslos umgegangen ist und daß sie zu ihrer Flora auch sämtliche Bakterien rechnet, die ja zu einem großen Teil freilich nicht so schlimm sind, wie der Volksglaube es noch immer von allen annimmt, sondern sogar nützlich und unentbehrlich, unter denen sich doch aber auch die ärgsten Feinde der menschlichen Gesundheit befinden. Besonders unangenehm mag es auf einen ästhetischen Menschen wirken, wenn er von einer Darmflora sprechen hört, aber darauf wird von den Forschern nun einmal keine Rücksicht genommen, und die Tatsache bleibt bestehen, daß diese Bezeichnung einen für den Menschen sogar äußerst wichtigen Begriff umfaßt. Auch unter den Bakterien, die zu der Darmflora gehören, sind nicht alle schädlich, ein Teil von ihnen befindet sich wenigstens auch bei den gesündesten Menschen und tut deren Wohlbefinden zum mindesten keinen Eintrag, falls sie nicht etwa gar dazu notwendig sind; ein anderer Teil aber gibt Anlaß zu besonderen Erkrankungen. So finden sich im Darm die Bazillen des Typhus, der Tuberkulose, der Cholera und verschiedener ruheartiger Krankheiten. Wenn auch bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden worden ist, ob der Keim der Tuberkulose durch die Nahrung oder durch die Atmung oder auf beiden Wegen in den Menschen hineingelangt, so steht es doch fest, daß von dem Ernährungs- und Verdauungsanal eine ganze Reihe von Anstedenungen ausgehen kann, z. B. jedenfalls die des Typhus. Der Darm eines Neugeborenen enthält überhaupt noch keine Darmflora, die sich aber schon in den ersten Tagen des Lebens einstellt, daher eine verschiedene Entwidlung nimmt. Macht beim Kind die Art der Ernährung, an der Brust oder mit der Flasche, schon einen großen Unterschied aus, so wird auch die Darmflora des erwachsenen Menschen wesentlich durch die Lebens- und Ernährungsweise bestimmt. Bei einem Speisegettel, der hauptsächlich aus Mehl und Milch besteht, entwideln sich andere Bakterien im Darm als unter dem Einfluß der Fleischkost. Gerade die letztere führt zu der Entstehung von Fäulnisbakterien im Darm, die bei starker Vermehrung gewisse Gifte erzeugen, die dann nur durch die Niere ausgeschieden werden können. Ein Mitarbeiter des „Cosmos“ hebt hervor, daß man nicht daran denken kann, die Darmflora etwa vernichten zu wollen, denn es ist nun einmal unvermeidlich, daß wir mit unserer Nahrung Bakterien aufnehmen, und es gilt sogar als sicher, daß eine keimfreie Ernährung geradezu schädlich

wirken würde. Außerdem würde auch kein Stoff, ohne durch seine Wirkung dem Menschen gefährlich zu werden, kräftig genug sein, um die ganze Darmflora abzutöten. Da diese nun auch nützliche und vielleicht unentbehrliche Bestandteile enthält, muß es vielmehr als die Aufgabe der Medizin und Hygiene bezeichnet werden, ihre Zusammensetzung in geeigneter Weise zu ändern, also die bösen Keime zu bekämpfen, die wohltätigen zu begünstigen. Hauptsächlich muß dabei eine Reform der Ernährung eingreifen, namentlich durch Vermehrung oder Verminderung der Aufnahme von tierischem Eiweiß und durch die Bevorzugung stärkehaltiger Stoffe, die durch Bildung von Milchsäure eine Reinigung des Darms zu bewirken geeignet sind. Auf die außerordentlich große Bedeutung der verschiedenen Arten von saurer Milch ist in dieser Beziehung schon oft mit Nachdruck hingewiesen worden, und nicht wenige Fachmänner vertreten den Standpunkt, daß die Langlebigkeit, die in auffälliger Weise bei Viehzucht-treibenden Völkern nachgewiesen worden ist, wesentlich dem gewohnheitsmäßigen Genuß von saurer Milch zuzuschreiben ist.

Archäologisches.

Funde aus dem ältesten Aegypten. Die Ausstellung der Funde, die bei den Ausgrabungen unter Leitung von Professor J. Linders Petri von der Britischen archäologischen Schule in Aegypten während der letzten Saison gemacht worden sind, wurde in University College zu London eröffnet und zeigt eine der interessantesten Sammlungen, die seit vielen Jahren zu sehen war. Die Funde kommen in der Hauptsache von zwei Ausgrabungsstätten, die beide wichtige Resultate ergeben haben. Etwa eine englische Meile südlich von der großen Pyramide von Gizeh wurden Nachforschungen angestellt, aus denen sich ergab, daß diese Stätte als Totenstadt bis in die Zeit der ersten Dynastie hinaufreicht. Die wichtigste Entdeckung war hier ein großes Mastabagrab, das dem der Gemahlin des Menes in Nagada oder den Königsgräbern in Abydos ähnlich ist. Es war augenscheinlich ein Königsgrab, da sich ringsherum 52 kleinere Gräber von Beamten und Dienern fanden. An dieser Stätte wurden eine Reihe von interessanten Gegenständen ans Licht gebracht, die in der Ausstellung zu sehen sind. Darunter sind Alabaster- und Brecciobasen von schöner Form, Malerpaletten aus Schiefer, geschnitene Elfenbeinarbeiten und ein prächtiger Armring aus kleinen Falken in blauglasierter Ware. Aus einem Grabe der zweiten Dynastie von demselben Ort stammen eine Anzahl Marmor, wie sie von den alten Aegyptern bei Spielen benutzt wurden. Auch verschiedene merkwürdige elfenbeinerne Rauberspäße sind ausgestellt, die zum Schutz des Toten in das Grab gelegt wurden. Noch bemerkenswerter sind die Gegenstände, die man auf einem großen Friedhof in Niseh in Oberägypten fand. Dort lagen unter dem Sande, der von den benachbarten Hügeln herübergeweht war, eine große Zahl von flachen Gräbern, die in die Zeit zwischen der neunten und zwölften Dynastie datiert werden können. Auf den Gräbern fanden sich eine Reihe von kleinen Modellen von Häusern und primitive Opferstücke. Besonders die Hausmodelle sind von höchster Wichtigkeit, da man aus dieser großen Zahl von verschiedenartigen Beispielen die Entwicklung des einfachsten Privathauses in Aegypten erkennen kann. Der älteste Typus stellt lediglich eine Art Schuppen mit Rohrmatten dar, der wie ein Beduinenzelt von Stangen gestützt wird. Im Laufe der Zeit wurde ein Ausbau hinzugefügt und eine Treppe gebaut, auf der man das Dach erreichen konnte, auf dem jedenfalls die Besitzer in heißen Nächten schliefen. Später wurde der Vorräum größer, und der Schuppen entwickelte sich zur Hütte; in einigen ist auch ein Vorratsraum hinzugefügt. Die besten Beispiele sind zweistöckige Häuser mit Öffnungen unter dem Dach, die dem kühlen Nordwind Eingang gewähren sollten. In manchen Häusern sieht man auch Modelle von Hausgerät, eine Lagerstätte, eine Kopfkrüge oder ein Gefäß für Wassertrüge. Auf dem Dach befindet sich ein Kornschäler mit Abteilungen, deren jede eine Schiebetür hat. In einem anderen Raum der Ausstellung wird der vollständige Inhalt eines Grabes aus der zweiten Dynastie gezeigt, in dem die beiden Brüder Nefti Ankh und Khnum-Nefti, die Söhne eines ägyptischen Prinzen, begraben lagen. Das Grab war ganz vollständig, und die ägyptischen Behörden haben die Ueberführung des gesamten Inhalts nach England gestattet. Der gemalte Sarg ist eine schöne Arbeit; rote und schwarze Felder sind wie auf einem Schachbrett abgeteilt, die Vorderseite ist schwarz gemalt. Das Innere des Sarges ist mit einem Stoffmuster in dunkelgrün und weiß auf rotem Grunde, mit gelben Rosen in den Zwischenräumen, dekoriert. Die Inschrift bittet um Opfergaben für den Toten. Aus diesem Grabe stammen auch zwei schöne Bootmodelle, auf deren einem der Mast entfernt ist, als ob das Boot den Nil hinabtreibe, während auf dem anderen die Mannschaft das Segel setzt, um den Fluß hinaufzufahren. An Deck jedes Bootes ist eine Kabine, in der der Kapitän sitzend dargestellt ist. Ferner wurden kleine hölzerne Porträtskulpturen der beiden Brüder und ihrer beiden Schweftern, die Kuchenkörbe auf ihren Köpfen tragen, gefunden. Auch eine schöne Sammlung von Töpferwaren aus verschiedenen Perioden und einige prächtige Perlarbeiten sind ausgestellt. In der nächsten Saison wird die Britische Schule in Aegypten eine große, auf zwölf Jahre berechnete Arbeit unternehmen, die Erforschung der Stätte von Memphis, der Hauptstadt des alten Reiches.

Humoristisches.

— Mensch.

Rechtsanwalt Rosenthal stellt hiermit den Antrag, daß der Ausdruck „ein solcher Mensch“ zu Protokoll genommen werde.

Vom Helben Peters vor Gericht
Man als von einem Menschen spricht.
Dies Wort hat peinlich ihn berührt,
Sein Anwalt heftig protestiert:
„Der Mensch“ muß in das Protokoll;
Denn die Bezeichnung ist zu toll!
Was man auch immer von ihm sprach,
Ihm Ehre antat oder Schmach,
Welch Lob- und Schmähwort man erkand,
Noch niemand hat ihn: Mensch genannt!
(Pud in der „Münchener Post“.)

— Die Siebenlehner Feuerwehr.

Aliba selbst mußte heute gesteh'n,
Daß sich kaum etwas Ähnliches findet:
Die Feuerwehr hat in Siebenlehn
Verschiedene Brände entzündet.

Und doch, ich wüßte noch eine Kunst
Abseits von der Siebenlehner,
Die sich an Lücke und Unberumst
Böhl messen könnte mit jener.

Es wäre besagter Kunst Mission,
Dem Bündeln ein Ende zu machen,
Statt dessen sah man sehr häufig schon,
Wie sie selber die Feuer entfachen.

Sie stürzt sich mit ganz besond'rem Genie
Von einem zum andern Faux pas,
Statt Feuerwehr lies: Diplomatie
Statt Siebenlehn lies: Europa.

— Historische Parallele. Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ hat erklärt, daß er im Gegensatz zu allen Zeitungen, die sich mit der „Affäre der Tafelrunde“ und der Existenz einer Kamarilla beschäftigen, von derlei Quertreibereien keine Notiz nehmen werde.

In einer ähnlichen Lage hat sich schon einmal ein anderes berühmtes Blatt befunden. Es war im Frühjahr 1870, als der Verleger einer Pariser Zeitung vom französischen Kriegsminister genaue Aufschlüsse über Truppenbewegungen und strategische Pläne zur bevorstehenden Kampagne zu erlangen wünschte. Der Minister verschänzte sich hinter das Amtsgeheimnis, das ihn verböte, derlei Dinge der Öffentlichkeit preiszugeben; worauf jener Verleger schroff erklärte: „Gut, halten Sie das, wie Sie wollen, aber das eine sage ich Ihnen: Meine Zeitung wird von Ihrem Kriege keine Notiz nehmen!“

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Ein Gustav Freitag-Denkmal wurde in Gestalt eines Brunnens mit dem Reliefbildnis des Dichters in Breslau enthüllt. Daß man keinen Aufzug der bekanntesten Gestalten aus Freitag's Werken von Jugo bis Piepenbrink darauf angebracht hat, ist für deutsche Denkmalsverhältnisse immerhin bemerkenswert.

— Ein Bartholdy-Museum wird in Kolmar im Elsaß in dem der Stadt vermachten Wohnhause des Bildhauers errichtet werden. Die Witwe Bartholdy's hat seine Vaterstadt außerdem zum Erben seines künstlerischen Nachlasses und einer Summe von 200 000 M. eingesetzt. Bartholdy ist der Schöpfer der riesigen Freiheitsstatue, die sich am Eingange des New Yorker Hafens erhebt.

— Der Gemsenbestand der Schweiz wird nach der „Fels. Jg.“ auf 5600 Stück geschätzt. Hiervon entfallen auf den Glarner Vannbezirk 1100 Tiere, dann kommt der Spadlatscha mit 600 Tieren, der Vannbezirk Rander-Rien-Suldtal mit 550 und das Faulhorn mit 525 Stück. Unter allen andern Freibergen erreicht nicht einer die Zahl 400.

— Italienische Theaterstatistik. Italien besitzt nach einer Statistik, die sich in einem vom Direktor des Manzoni-Theaters veröffentlichten Büchlein findet, 1517 Theater, d. h. 1 auf je 22 068 Köpfe der Bevölkerung. Von 8287 Gemeinden haben nur 1158 ein Theater, d. h. 1 von je 7 Gemeinden.

— Erfolgreiche Farbenphotographie. Die erste wissenschaftliche Anwendung der Farbenphotographie nach dem Lumière'schen Verfahren und zwar auf dem Gebiete der Mikrophotographie, erfolgte, wie der „Fels. Jg.“ berichtet wird, dieser Tage im Collège de France im Laboratorium für pathologische Physiologie. François Franc legte der Pariser Académie des Sciences einige Klischees farbiger Mikrophotographien vor, die in 30- bis 1000facher Vergrößerung alle farbigen Einzelheiten der photographierten Präparate wiedergeben. Besonders Interesse erregten die Photographien von Gneiskristall, von Schnitten durch die Wirbelsäule eines in der Knochenbildung begriffenen Embryos, durch die Eingeweide eines Frosches, durch das Herz eines Kaninchens usw.